Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 2

Artikel: Dorfweisen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661287

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dessen Besitzung nicht weit von Assuan liegt. Und er gab mir eine Antwort, die wahrlich nur in mohamedanischer Lebensweisheit begründet werden kann.

„Du sagst: Der Damm hat schon Risse und er kann bald brechen! Ja, es ist möglich, er kann brechen. Aber es ist auch möglich, daß er nicht brechen wird. Dazu kann ich nichts tun. Juschallâh! (Wie Gott will!)“

Völkerkrieg.

Vom Kampf der Völker, Tag um Tag,
hat nun die Erde lang gebebt;
sie legt sich still zum Schlummer hin
vom Frieden naher Nacht umschwebt.
Auf schlägt der Mond sein Silberaug;
doch als er seine Schwester schaut,
er lächelt nicht, es schaudert ihn:
ihr Rosenkleid von Blut betaut!
Wie er entsetzt von dannen schleicht
und um sich blickt, ein Schattenheer
sieht er erstehn in Tal und Schlucht,
aufstöhnend wie vom Sturm das Meer.
Die Mütter sind's, die Bräute sind's,
die suchend irren durch die Welt,
die Hände ringend: „Gott, sag, wo?
Wo hat das Schicksal ihn gefällt?
Wo liegt er in den Sand verscharrt?
Wer senkt' ihn in die schwarze Ruh?
Wer fing den letzten Scheidegruß?
Wer drückt' ihm wohl die Augen zu?
Schritt jubelnd er zur Opfertat,
Schied er bekränzt aus diesem Feld?
Hier, hier ist grünes Eichenlaub!
Gott, sag, wo liegt mein junger Held?“
Da hebt sich aus dem Schattenmeer
der Freiheit rauschend Purpurkleid;
sie nimmt den Flug zum Licht empor,
und wie der Priester benedeit,
bewegt die Hände sie zum Gruß:
„Sie ruhen nun im Rosenfeld
der Freiheit von den Wunden aus.
Wer für mich starb, der ist ein Held.
Und jeder, der da kämpfend starb,
er starb fürs kommende Geschlecht.
Es ist Gesetz, aus Blut erwächst
des Völkerdaseins frommes Recht.
Einst kommt der Tag, da es die Welt
umspannt als blühende Allmend,
darauf der Friede wandelnd geht
und sein die Völker alle nennt.“
Sie schweigt und schwebt im Licht davon.
Die Schatten blicken himmelwärts,
dann beugen sie zur Erde sich
und segnen ein begrabnes Herz.

Adolf Vögtlin.

Dorfweisen.

Es hielt mich einmal der Zauber einer großen Weltstadt gefangen, so daß ich sogar meine Berge vergaß und gar wenig zurück an die heimatlichen Triften dachte. Ich lebte damals dahin in einem Sinnentaumel, in einem gedankenlosen, süßen Wahn. Doch lebte ich intensiv, wie die Jugend in der vollen Entfaltung ihrer Kraft und ihres Feuers zu leben pflegt, nach Neuem und Schönem dürstend, in ungesättigtem Hunger nach Anregung und Genüssen, für alles Edle, Gute und Glänzende entflammt. Die Sonne tat das Ihre mit ihrem goldenen Strahl; weiß schimmerten die Paläste, es blitzten die goldenen Adler an der Alexanderbrücke und die Bäume in den Boulevards grünten. So hätte ich Jahre unbewußt dahinträumen können. — Aber — einmal — unerwartet — ich weiß nicht wie, noch warum, rief mich etwas wach. Ich lauschte. Leise, süße Harmonien umschwebten mein Ohr — aus unendlich weiter Ferne kommend, zitterten die Töne unsicher in der Luft. Durch den dumpfen Straßenlärm, das Gesurr von Millionen Stimmen, hörte ich das Plätschern des Dorfbaches, das Zirpen der Grillen, das Abendläuten

der Glocken, das heitere Lachen und Schreien der Kinder. Es waren die Dorfweisen, die sich so in mein damaliges Leben drängten und mich zurückriefen mit mächtigen, unwiderstehlichen Stimmen. Langsam regte sich da in der Brust — ein leises Flüstern, ein stiller Wunsch und wuchs heran zur Sehnsucht, die da brennt wie verzehrendes Feuer. Da hielt mich kein Zauberwahn mehr fest. Paris stand ohnmächtig und sah meinem Scheiden zu, und die Träne, die es mir entlockte, war nicht bitter; nur etwas wehmütig war mir's zu Mut. Doch die Freude des Wiedersehns siegte und das Heimweh machte die Trennung süß.

Was ich damals hörte? Beschreiben wollte ich es, wenn Harmonien sich beschreiben ließen. Nur die Gedanken lassen sich fangen, die damals in meinem Kopfe lose umherirrten und die Gefühle, die heute noch mich erschauern lassen, wenn ich sie wieder höre — jene Weisen. Es waren keine Lieder — nur unsichere Töne, damals — heute höre ich sie voll und ganz, in ihrer ganzen Harmonienfülle. Es ist die Seele des Dorfes, die daraus spricht, die Seele der vielen, die inmitten grüner Wiesen, am Saume duftender Wälder, die am Ufer des blauen Sees leiden und sich freuen. So erzählen sie von den Schicksalen der Verschollenen, von den stillen Lebensdramen, die sich in ärmlichen Hütten schweigend abgespielt, von den Tränen, die keine liebevolle Hand getrocknet und den getäuschten Hoffnungen einst jugendlicher Herzen.

Es rauscht der Dorfbach vom Hügel herab. Er hat seine ganz besondere Melodie — er tost wild gegen die Steine und saust unbesonnen über das Rad der Mühle. Diese plappert und plaudert von früh bis spät und singt von den Mühen und Sorgen der Arbeit, von dem im Schweiße des Angesichts mühselig erworbenen Brot. Drüben von der Schmiede her, klingt der eiserne Hammer und stößt klirrend auf den Amboß. Kling, klang. Es freut sich der Mensch an seiner Kraft. Das Feuer in der Esse lodert und flammt. Es senkt sich der Blick hinein und es lodert und flammt nun im Herzen von heißen Wünschen, von aufwärtsringendem Streben, von glühenden Leidenschaften und feurigbrennender Liebe. An der offenen Türe stehen die neugierigen Kinder und sperren die unschuldigen Augen weit auf, schauen in die rote Glut und haschen nach fliegenden Funken. Es graut ihnen vor der Macht des prasselnden Feuers. Ahnen sie wohl, wozu es dem Menschen dient und was es vermag in des Menschen Herzen? Sie greifen mit schwacher Hand nach Funken, die verglimmen, nach Schmetterlingen, die entschlüpfen und im Äther verschwinden. Jugendhoffnungen und Träume — Ideale, Illusionen, herrlich klingt ihr mit im Pilgermarsch der Erdenbewohner. Das Echo eurer Harfenklänge erwacht im Herzen des Müden und Verzweifelnden, wenn es in blaue, unschuldige Kinderaugen sieht. Heiliges Land ist da noch, nach dem viel Tausende suchen, eine Welt süßklingender Weisen, wie sie der Mensch nur einmal hört. Kinderlachen mischt sich ins Zirpen der Grillen, ins Singen der Vögel. Diese trillern und zwitschern in Feld und Wald, eine berückende Begleitung zum alten Lebenslied.

Unten im Tale rauscht der See mit rastlosen Wellen. Was die uns sagen, ist wohl dasselbe, wie das, was er malt auf sonnenübergossenem Wasserspiegel, damit Blinde es hören und Taube es sehen mögen. Darum muß es etwas Wahres, etwas Großes und Herrliches sein, etwas, das die Seele entzückt und zu eigenem Mitklingen wachruft. Da dehnt sie sich aus und

empfindet Großes und Wahres. Etwa dasselbe, was die Glocken sagen, wenn sie Betzeit läuten am Abend. Das hört der Wanderer in der Ferne und ihm klopft das Herz. Er spornt den Fuß zur Eile an, um sein Ziel bald zu erreichen. Oder er steht still und lauscht und sinnt und sinnt, was sich wohl rege in seinem Innern — ein stummes Sehnen, ein Ausbreiten unsichtbarer Flügel, die die Seele ins Unendliche tragen.

Heim kehren die Kühe von der Weide. Ihre Glocken verhallen in einander, verworren und doch harmonisch rein. Hinterdrein trabt der Hirtenbub und pfeift ein wehmütig Lied. Seltsam! Wehmütig klingen auch die altbekannten Volkslieder, die der Feierabend mit sich bringt. Es sind die Menschen, die sie singen und die sich nicht ganz loslösen können von Kummer und Leid. Es sind die Stimmen von viel Tausend Nöten und Sorgen, die Legenden und Sagen vieler Guten und nach Heiligkeit Strebenden, die Toten- und Sterbelieder mühselig Beladener; darin seufzen Kranke und Notleidende, jubelnde Liebende, Selige; darin vibriert das Erlösungsmotiv, nach dem sie alle suchen. Wehmütig verklingen auch die Glocken im Kirchturm und verhallen nur langsam unten im Tal. Doch die Wehmut ist hier ein mächtig eindringender Sang. Frieden spendet er für ruhelose Herzen und geängstigte Gemüter. Der Frieden breitet sich übers Dorf mit leisen Schwingen. Frieden auf Erden!

Eine große Stille bricht an. Die Stille der Nacht, die leise flüstert von Erhabenem und Ewigem, von Großem und von Unsichtbarem, die Sprache der Seele — — — göttliche Harmonie — — — Gebet.

Gottfried Keller-Anekdoten. (Nachdruck verboten.)

Ein Keller'scher Euphemismus.

Regierungsrat W. besuchte Keller im Thaleck, als dieser im Juni 1890 schwer krank darniederlag. Wie er ans Krankenlager trat, fiel ihm auf, daß Spiegel, das Kätzchen, seltsam aufgeregt ums Bettgestell herumstrich und mit seinem Schwänzchen eifrig daran herumpinselte. „Was hat denn die Katze nur?" fragte er den Dichter.

„Ja", lächelte Keller, „das hat sie genau so gemacht, als Schwester Regula heimging. Jetzt merkt sie halt, daß da wieder einmal gestorben wird." Am 15. Juli verschied der Dichter.

Im Bücherladen.

Als Zolas „Nana" überall in den Schaufenstern der Buchhandlungen ausgelegt war, trat Keller einmal bei Herrn Buchhändler Ebell in den Laden an der Bahnhofstraße in Zürich und sah die Schaustellung. „Was!" bemerkte er scherzend, „Sie haben solches Zeug auf Lager?... Wird das gekauft?"

„Gewiß, Herr Staatsschreiber, die vornehme Dame, die da eben hinausging, hat sich sogar zwei Exemplare angeschafft."

„Und ist nicht einmal errötet?" lachte Keller.

Die tolle Welt.

Der Grüne Heinrich war in neuer Bearbeitung erschienen, nachdem die alte Auflage vom Dichter zurückgekauft und zum Heizen der Öfen verwendet worden war. Immerhin wurde noch da und dort in den Buchhandlungen die